Die Autonomie menschlichen Handelns und der Wert der Säkularität

Dieser Beitrag thematisiert die Autonomie der zeitlichen Wirklichkeiten und den christlichen Wert der Säkularität. Die Lehren des heiligen Josefmaria helfen zu verstehen, dass Arbeit, normaler Alltag und berufliche Verpflichtungen eigene Gesetze haben und dass der Christ berufen ist, sie von innen her zu heiligen – in Freiheit und mit persönlicher Verantwortung.

30.06.2026

Im ersten Schöpfungsbericht des Buches Genesis (Kapitel 1) betrachtet Gott seine Schöpfung als „gut und schön". Siebenmal schaut der Schöpfer mit Wohlgefallen, fast mit väterlichem Blick, auf sein Werk und erkennt es als „etwas Gutes" (hebräisch *tôb*[1]). Das göttliche Wohlgefallen am Schöpfungswerk erreicht seinen Höhepunkt, als er den Mann und die Frau nach seinem Bild und Gleichnis erschafft – ein Werk, das Gott selbst als „sehr gut" bezeichnet (vgl. Gen 1,31). Andere Stellen des Alten Testaments zeigen den Schöpfer, wie er sich an der Schönheit der Welt und an der Vielfalt der Lebewesen freut, die sie bevölkern (vgl. Spr 8,30-31; Sir 43,21-25; Ps 104).

Die Güte der Welt zeigt, dass die Schöpfung einen ihr eigenen Wert hat. Ihr Dasein ist ein Gut. Gut sind die Geschöpfe, aus denen sie besteht, ebenso wie ihre spezifische Natur, die sich in den Kräften, Gesetzen und Beziehungen ausdrückt, die sie bestimmen. Der tiefste Grund für die Güte und Würde der Welt erschließt sich im Licht des Geheimnisses des menschgewordenen Wortes: Das gesamte Universum offenbart seine geheimnisvolle und ursprüngliche Ordnung, um die Menschheit des Sohnes Gottes aufzunehmen, durch den und auf den hin alle Dinge geschaffen sind (vgl. Kol 1,16-17). Auf diese Menschheit hin waren die Ordnung und die Eigenschaften der verschiedenen Geschöpfe ausgerichtet, ebenso die innere Zielgerichtetheit ihrer Prozesse und die geschichtliche Entwicklung des Kosmos in Raum und Zeit.

Eine Art, auf die Welt zu blicken

Wenn der Blick Gottes, des Schöpfers, auf die Welt ein väterlicher Blick ist, dann ist unser Blick auf die Schöpfung ein kindlicher: anerkennend und dankbar. Wir erkennen das Leben als Geschenk und staunen über die Harmonie und Schönheit des Universums. Wir verstehen, dass jedes Geschöpf in Gottes Plänen eine Bedeutung hat und ihm eine Autonomie innewohnt, die respektiert werden muss. Insbesondere verdient die Freiheit des menschlichen Geschöpfs unsere höchste

[1] Vielleicht ist es kein Zufall, dass die Heilige Schrift diesen Begriff im gesamten Alten Testament nur noch ein einziges weiteres Mal verwendet, nämlich als die Mutter des Mose sah, dass ihr neugeborener Sohn „schön" war (vgl. Ex 2,2).

Wertschätzung, denn sie ist „ein erhabenes Kennzeichen des göttlichen Abbildes“ (*Gaudium et spes*, Nr. 17). Dank ihrer Freiheit können die Menschen verantwortungsvoll als Kinder handeln und durch die Arbeit daran mitwirken, die Schöpfung zu ihrer Fülle zu führen. Die kindliche Haltung, die Achtung der Freiheit und die Anerkennung der Autonomie der geschaffenen Dinge sind miteinander verbundene Aspekte.

Im Laufe der Neuzeit ist jedoch die Anerkennung Gottes als Schöpfer und letzter Sinn aller Dinge häufig in Konflikt geraten mit der Postulierung der menschlichen Freiheit und der Autonomie der Welt. „Viele unserer Zeitgenossen“, schrieben die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils, „scheinen zu befürchten, dass die Autonomie der Menschen, der Gesellschaften und der Wissenschaften beeinträchtigt wird, wenn die Bande zwischen menschlichem Handeln und Religion allzu eng geknüpft werden“ (*Gaudium et spes*, Nr. 36; sinngemäß wiedergegeben). Diese Gegnerschaft hat mitunter triumphalistische Töne angenommen, indem sie einen Übermenschen oder einen „Homo Deus“ ins Zentrum stellte, und mitunter angstvolle Töne, wie in den verschiedenen Formen von Nihilismus und existenziellem Atheismus. Nicht selten werden Gott und Mensch als Gegenspieler gesehen: Um den einen zu bejahen, scheint es nötig, den anderen zu verneinen. In diesem Rahmen würde die menschliche Freiheit als Abwesenheit jeder normativen Bindung verstanden, selbst gegenüber einer Natur, deren Gesetze man nach Belieben zurückweisen oder umstürzen will. Bezeichnend dafür ist die Forderung nach einer Forschungsfreiheit, die als absolute Freiheit verstanden wird, alles zu tun, was technisch oder wissenschaftlich möglich ist, sowie eine missverstandene Wahlfreiheit in heiklen moralischen Fragen, besonders in solchen, die die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens betreffen.

Die christliche Theologie hat gelehrt und lehrt weiterhin, dass der angebliche Gegensatz zwischen Mensch und Gott auf unhaltbaren Grundlagen beruht (vgl. *Gaudium et spes*, Nr. 34-36). Der Christ weiß: Wenn er die Verbindung der Welt mit Gott bejaht, an den er als Schöpfer und Herrn glaubt, hindert ihn das nicht, zugleich seine eigene Freiheit und Säkularität – das heißt sein Leben in der Welt und in der Geschichte – sowie die legitime Autonomie der geschaffenen Dinge zu bejahen. Erleuchtet von der Wahrheit der Menschwerdung des Wortes, wollen die Gläubigen die Stadt der Menschen bauen und streben zugleich danach, die Stadt Gottes zu errichten. Die Synthese dieser beiden Perspektiven wird möglich, wenn der Akzent auf die kindliche Stellung des Menschen vor Gott gelegt wird – eine Eigenschaft, die dazu befähigt, alle Handlungen des Christen zu prägen: kindliche Freiheit, kindlicher Gehorsam, kindliche Arbeit, kindliches Gebet …

Es hat im Lauf der Jahrhunderte nicht an Autoren gefehlt, die die Aufwertung des Subjekts und seiner Freiheit mit der Bejahung einer religiösen Bindung zu verbinden wussten, die die Abhängigkeit des Menschen und der Welt von Gott ausdrückt. Man denke an die Bedeutung, die der heilige Augustinus dem Subjekt und seiner Lebenserfahrung beimaß, oder an den Vorrang des Gewissens im Denken des heiligen John Henry Newman. Denken wir auch an die personalistische und existenzielle Dimension des Glaubens, die Blaise Pascal, Søren Kierkegaard oder Jean Mouroux hervorgehoben haben. Andere Autoren, wie der selige Antonio Rosmini, haben über die Freiheit und Verantwortung des Christen in gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten nachgedacht. Die katholische Soziallehre hat, besonders seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, die Bedeutung des

Aufbaus der Stadt der Menschen betont und diese Aufgabe als notwendigen Teil des Weges verstanden, der zur Stadt Gottes führt.

Die Lehren des Gründers des Opus Dei fügen sich in diese Perspektive ein. Sie entstanden aus einem wesentlich geistlichen und pastoralen Anliegen, enthalten aber auch präzise theologische Implikationen. Die Betonung der Gotteskindschaft des Christen, der in der Welt arbeitet, war ein Schlüsselelement der Verkündigung des heiligen Josefmaria. Die Freiheit aller Christen bei ihren beruflichen, politischen und gesellschaftlichen Entscheidungen – ohne andere Bindung als den Glauben und die Moral Jesu Christi und die Weisungen des Lehramts – nimmt in seinen Schriften einen herausragenden Platz ein. Seine Sicht der Heiligung der Arbeit und der Kompetenz, mit der der Christ sie ausüben soll, führte ihn dazu zu betonen, dass die irdischen Tätigkeiten eigene Dynamiken und Werte besitzen und spezifischen Gesetzen folgen, die von der Professionalität und dem Fachwissen derer bestimmt werden, die sie ausüben.

Im Kontext der heutigen Gesellschaft und Arbeitswelt betrachtet, bieten die Predigt und die Schriften des heiligen Josefmaria wertvolle Hilfen, um die falsche Alternative zu überwinden, die manche Strömungen der Moderne aufgestellt hatten – und teils noch immer aufstellen – zwischen einer legitimen Aufwertung des Subjekts und einer ebenso legitimen Bejahung der Herrschaft Gottes. Arbeit und menschliche Tätigkeiten im Licht des Schöpfungsplans Gottes zu verstehen, bedeutet nicht, ihren Sinn zu verbiegen, sie abzuwerten oder außer Kraft zu setzen, sondern ihre legitime Autonomie zu achten und zu respektieren. Wie in dieser Artikelserie bereits dargelegt wurde, gründet dieser Ansatz in dem tiefen Verständnis, das der heilige Josefmaria von der *lex incarnationis* hatte: Dadurch, dass das fleischgewordene Wort eine wahre menschliche Natur angenommen hat, achtet die christliche Perspektive – mit der einzigen Ausnahme der Sünde – alles Menschliche, indem sie es an sich zieht, erhebt und erlöst, ohne es aufzuheben.

> „Der Christ, der arbeitet, wie es seine Pflicht ist, darf die dem Natürlichen eigenen Anforderungen nicht umgehen oder hintergehen. Wenn man unter dem Ausdruck ‚die menschlichen Tätigkeiten segnen' verstünde, ihre eigene Dynamik aufzuheben oder zu unterschlagen, würde ich mich weigern, diese Worte zu gebrauchen. Mich hat nie überzeugt, dass die alltäglichen Tätigkeiten der Menschen wie ein aufgesetztes Schild ein konfessionelles Etikett tragen. Denn mir scheint – obwohl ich die gegenteilige Meinung respektiere –, dass man dabei Gefahr läuft, den heiligen Namen unseres Glaubens zu missbrauchen, und zudem wurde das katholische Etikett bisweilen sogar benutzt, um Haltungen und Handlungen zu rechtfertigen, die mitunter nicht einmal ehrlich menschlich sind" (*Christus begegnen*, Nr. 184)

Die ersten Adressaten der Verkündigung des heiligen Josefmaria und der Einrichtung, die er ins Leben rief, des Opus Dei, sind die Laien, deren weltliche Stellung sie dazu führt, die irdischen Wirklichkeiten von innen her zu heiligen. Ihnen wollte er geistliche, asketische und theologische Mittel an die Hand geben, die ihr Engagement als Bürger der beiden Städte tragen können, und zwar so, dass die doppelte Gefahr des Klerikalismus und des Laizismus vermieden wird. Diese Gründe veranlassen uns, einige Lehren des Gründers des Opus Dei zu diesen Fragen nun aufmerksamer zu lesen.

Säkularität, Freiheitsliebe und Verantwortung im bürgerlichen und beruflichen Leben

Der Verweis auf die weltliche Stellung des Christen, der in der Welt lebt und handelt, findet sich häufig in den Schriften und in der Verkündigung des heiligen Josefmaria. Sie gehört zum Kern des Geistes des Opus Dei, denn von dieser Stellung aus sind seine geistlichen Kinder berufen, durch die Arbeit und die alltäglichen Tätigkeiten die Heiligkeit zu suchen:

> „Man versteht, meine Kinder, dass der Apostel schreiben konnte: Alles gehört euch, ihr aber gehört Christus, und Christus gehört Gott (1 Kor 3,22-23). […] Diese Lehre der Heiligen Schrift, die sich – wie ihr wisst – im Kern des Geistes des Opus Dei findet, soll euch dazu führen, eure Arbeit mit Vollkommenheit zu verrichten und Gott und die Menschen zu lieben […]. Viele Aspekte des weltlichen Umfelds, in dem ihr euch bewegt, werden von diesen Wahrheiten her erhellt. Denkt zum Beispiel an euer Auftreten als Bürger im öffentlichen Leben. Ein Mensch, der weiß, dass die Welt – und nicht nur der Tempel – der Ort seiner Begegnung mit Christus ist, liebt diese Welt, bemüht sich um eine gute intellektuelle und berufliche Ausbildung, bildet sich – in voller Freiheit – seine eigenen Urteile über die Probleme seines Umfelds und trifft folglich seine eigenen Entscheidungen, die, weil sie Entscheidungen eines Christen sind, außerdem aus einer persönlichen Reflexion hervorgehen, die demütig versucht, den Willen Gottes in den kleinen und großen Einzelheiten des Lebens zu erfassen“ (*Gespräche*, Nr. 115-116).

Der Begriff „Säkularität“ ist etwas ganz anderes als „Säkularismus“, der eine areligiöse Weltsicht bezeichnet. Er unterscheidet sich auch von der „Säkularisierung“, verstanden als historischer Prozess, der darauf abzielt, die Gegenwart Gottes und den religiösen Sinn der menschlichen Gesellschaft in allen Formen zu beseitigen. Gewiss versuchen manche Deutungen des Begriffs „Säkularisierung“, die Autonomie der Gesellschaft und der menschlichen Tätigkeiten zu bekräftigen, und verwenden ihn daher in positivem Sinn: im Sinne von entklerikalisieren oder entsakralisieren. Der heilige Josefmaria verwendet vor allem das Adjektiv „weltlich“ („säkular“) und das Substantiv „Säkularität“ und kritisiert dagegen den „Klerikalismus“; damit bekräftigt er dieselben Werte, die jene verteidigen, die mit dem Begriff Säkularisierung die Autonomie des bürgerlichen Lebens gegenüber einer aufdringlichen oder theokratischen Präsenz der Religion neu zur Geltung bringen.

> „Ihr Christen genießt die vollste Freiheit – mit der entsprechenden persönlichen Verantwortung –, in politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und ähnlichen Fragen so aufzutreten, wie es euch am besten gefällt, ohne andere Grenzen als die, die das Lehramt der Kirche setzt. […] Diese hochheilige Achtung vor euren Entscheidungen, solange sie euch nicht vom Gesetz Gottes entfernen, verstehen jene nicht, die den wahren Begriff der Freiheit nicht kennen, die Christus uns am Kreuz erworben hat, *qua libertate Christus nos liberavit* (Gal 4,31): die Sektierer der einen wie der anderen Seite – diejenigen, die ihre zeitlichen Meinungen als Dogmen aufdrängen wollen, oder jene, die den Menschen erniedrigen, indem sie den Wert des Glaubens leugnen und ihn den brutalsten Irrtümern ausliefern“ (*Freunde Gottes*, Nr. 11).

Er ermahnt die Gläubigen, mit Freiheit und Verantwortung zu handeln, ohne die Kirche in menschliche Streitigkeiten hineinzuziehen und ohne das Adjektiv „katholisch“ zu benutzen, um

Verhältnisse zu beeinflussen, die ausschließlich der persönlichen Verantwortung und der Professionalität derer überlassen bleiben müssten, die in der Welt tätig sind. Der Ton des Gründers des Opus Dei ist dabei oft energisch und nachdrücklich (vgl. *Christus begegnen*, Nr. 99; *Gespräche*, Nr. 34, 47; usw.). Ein prägnanter, wirkungsvoller Satz fasst seinen Gedanken zusammen: Die Christen sollen der Kirche dienen, sich aber nicht der Kirche bedienen (vgl. *Die Spur des Sämanns*, Nr. 355; *Gespräche*, Nr. 90). Das ist eine notwendige Mahnung, wenn man den Schaden bedenkt, den viele Gläubige dem Apostolat und der Evangelisierung zugefügt haben, indem sie die Kirche in den Augen der Nichtglaubenden als eine Lobbygruppe erscheinen ließen, in der man sich Beziehungen und Einfluss zum eigenen Vorteil verschafft – zu Zwecken, die mit der Verbreitung des Evangeliums wenig oder nichts zu tun haben.

Das Thema der Heiligung der Arbeit fügt sich ganz natürlich in die Logik der Mahnung des heiligen Josefmaria zu einer Säkularität ein, die auf verantwortlicher Freiheit beruht. Die Ergebnisse, die der Christ in seiner Berufstätigkeit erzielen möchte, wie auch die legitimen Bemühungen, seine gesellschaftlichen Verhältnisse zu verbessern, müssen sich auf Tugenden und Professionalität stützen und nicht auf Günstlingswirtschaft oder in kirchlichen Kreisen geknüpfte Beziehungen. Der Klerikalismus betrifft nämlich nicht nur jene Kleriker, die die Autonomie des bürgerlichen und beruflichen Lebens nicht respektieren, sondern auch jene Laien, die sich ihres Gläubigenstatus bedienen, um Abkürzungen zu finden zu dem, was sie allein durch eine gute Arbeit erreichen sollten.

Die Aufgabe der Hirten bestünde demnach darin, die Laien zu formen, ohne sie zu ersetzen oder anzuleiten, damit jeder Getaufte bei Entscheidungen im Arbeitsumfeld sowie im familiären und gesellschaftlichen Leben mit christlichem Urteilsvermögen handelt. Deshalb ist es notwendig, dass die Laien die Soziallehre der Kirche gründlich kennen, besonders in jenen Aspekten, die ihren Beruf oder ihre Tätigkeit unmittelbar betreffen, und sie mit persönlicher Verantwortung anzuwenden wissen. Dies gilt sinngemäß auch für die gesellschaftlichen und familiären Aufgaben, die ebenfalls Gegenstand der Lehre der Kirche sind. Es wird folgerichtig sein, dass diese Fragen Inhalt des Gebets und der geistlichen Begleitung derer werden, die ihre alltägliche Wirklichkeit mitten in der Welt heiligen wollen und um Licht und Rat bitten, um dies ihrer christlichen Berufung gemäß zu tun. Die legitime Autonomie der irdischen Wirklichkeiten bedeutet nämlich nicht, die eigene Arbeit zu einem abgeschotteten Bereich zu machen, der denen verschlossen ist, die den Auftrag haben, die Gewissen zu begleiten. Der Wunsch, sich mit Jesus Christus zu identifizieren, muss jeden Aspekt der eigenen Tätigkeit durchdringen und jede Facette des Lebens erleuchten.

> „Du – denkst du – hast viel Persönlichkeit: deine Studien – deine Forschungsarbeiten, deine Veröffentlichungen –, deine gesellschaftliche Stellung – dein Name –, dein politisches Wirken – die Ämter, die du innehast –, dein Vermögen …, dein Alter, du bist ja kein Kind mehr! … Gerade deswegen brauchst du mehr als andere einen Leiter für deine Seele“ (*Der Weg*, Nr. 63).

Vertraulichkeit und Berufsgeheimnis – die der heilige Josefmaria stets entschieden verteidigte – sind mit einer tiefen geistlichen Begleitung vereinbar, die imstande ist, die Arbeit und das Zeugnis der Gläubigen christlich auszurichten.

Eine der interessantesten theologischen Implikationen der Handlungsweise, die der Gründer des Opus Dei in diesem Bereich zu leben lehrte, ist ein besseres Verständnis des Verhältnisses zwischen dem Amtspriestertum und dem gemeinsamen Priestertum der Gläubigen, über das uns das Zweite Vatikanische Konzil bedeutsame Aussagen hinterlassen hat (vgl. *Lumen gentium*, Nr. 2, 10-11). Schon Jahrzehnte vor dem Konzil lehrte der heilige Josefmaria seine geistlichen Kinder, Priester wie Laien, dass das Amtspriestertum im Dienst des gemeinsamen Priestertums der Gläubigen steht und dass Letzteres im Bereich der Ziele wirkt – der Ausrichtung der Welt auf Gott –, während Ersteres im Bereich der Mittel handelt – der Spendung der Sakramente und der geistlichen Leitung. Wie er in einem Interview mit *L'Osservatore Romano* im Jahr 1968 zusammenfasste: Sobald die Berufung der Laien besser verstanden werde, würden auch die Hirten die ihre besser leben:

> „Die spezifische Weise, in der die Laien zur Heiligkeit und zum Apostolat der Kirche beitragen, ist das freie und verantwortliche Handeln im Rahmen der zeitlichen Strukturen, wobei sie dorthin den Sauerteig der christlichen Botschaft tragen. Das Zeugnis christlichen Lebens, das Wort, das im Namen Gottes erleuchtet, und das verantwortliche Handeln, um den anderen zu dienen und zur Lösung gemeinsamer Probleme beizutragen, sind ebenso viele Ausdrucksformen jener Gegenwart, mit der der gewöhnliche Christ seine göttliche Sendung erfüllt. […] Ich möchte hinzufügen, dass sich neben diesem wachsenden Bewusstsein der Laien eine ähnliche Entwicklung der Sensibilität der Hirten vollzieht. Sie werden sich des Spezifischen der Laienberufung bewusst, die durch eine Pastoral gefördert und begünstigt werden muss, die dazu führt, mitten im Volk Gottes das Charisma der Heiligkeit und des Apostolats zu entdecken, in den unendlich vielen und verschiedenartigen Formen, in denen Gott es schenkt" (*Gespräche*, Nr. 59).

Die Wertschätzung der Säkularität und der Freiheit veranlasste den Gründer des Opus Dei, sich von jenen – manchmal in gutem Glauben vertretenen – Positionen abzugrenzen, die die Gläubigen zwingen wollten, „offiziell katholische" Standpunkte in Fragen einzunehmen, bei denen im Gegenteil eine legitime Meinungsvielfalt besteht. Das brachte ihm, wie Historiker aufgezeigt haben, Unmut und Unverständnis nicht nur in kirchlichen Kreisen ein, sondern auch unter den katholischen Laien selbst. In einem seiner Briefe schrieb er:

> „Euer Glaube muss euch leiten, wenn ihr über die Tatsachen und die zufälligen Situationen auf der Erde urteilt. In voller Freiheit werdet ihr handeln, denn die katholische Lehre schreibt keine konkreten, technischen Lösungen für die zeitlichen Probleme vor; sie verlangt aber von euch, dass ihr Gespür für diese menschlichen Probleme habt und Verantwortungsbewusstsein, um ihnen zu begegnen und ihnen eine christliche Lösung zu geben. Eure Liebe zu allen Menschen muss euch dazu bringen, die zeitlichen Probleme mutig anzugehen, gemäß eurem Gewissen. […] Ich wiederhole es euch noch einmal: Ihr habt volle Urteilsfreiheit, ihr handelt in persönlicher Freiheit, euch gehört also die Verantwortung. Euer Urteil sei stets ein christliches Urteil, und die Liebe soll eure Art zu handeln inspirieren: So werdet ihr apostolisch wirken, wenn ihr zudem die legitime Meinung der anderen zu respektieren wisst und in Frieden und Verständnis zusammenlebt" (Brief 14, Nr. 28-29).

Eine der bekanntesten und mitreißendsten Stellen, an denen der Gründer des Opus Dei diese weltliche und verantwortliche Sicht des christlichen Lebens zusammenfassend darlegt, findet sich in der Homilie *Die Welt leidenschaftlich lieben*, die er 1967 auf dem Campus der Universität von Navarra in Pamplona hielt. Über den Christen, der vor Gott und den Menschen rechtschaffen handelt, sagt er:

> „Diesem Christen fällt es nie ein zu glauben oder zu sagen, er steige vom Tempel in die Welt hinab, um die Kirche zu vertreten, und seine Lösungen seien die katholischen Lösungen für jene Probleme. Das darf nicht sein, meine Kinder! Das wäre Klerikalismus, Amtskatholizismus oder wie immer ihr es nennen wollt. Auf jeden Fall bedeutet es, der Natur der Dinge Gewalt anzutun. Ihr müsst überall eine wahrhaft laikale Mentalität verbreiten, die zu drei Schlussfolgerungen führen soll:
>
> ehrlich genug zu sein, die eigene persönliche Verantwortung zu tragen;
>
> christlich genug zu sein, die Brüder im Glauben zu respektieren, die – in Fragen, über die man verschiedener Meinung sein kann – andere Lösungen vorschlagen als die, die jeder von uns vertritt;
>
> und katholisch genug zu sein, um sich nicht unserer Mutter, der Kirche, zu bedienen und sie in menschliche Parteiungen hineinzuziehen“ (*Gespräche*, Nr. 117).

Die Stadt der Menschen bauen – Weg zur Stadt Gottes

Die Arbeit, durch die der Mensch die Welt umgestaltet und die irdische Stadt aufbaut, behindert nicht den Weg, den jeder – persönlich wie gemeinschaftlich – zur Stadt Gottes zurücklegt. Mehr noch: Damit die Arbeit wirklich auf Gott ausgerichtet ist, bedarf es eines echten „Bürgersinns“ in der Stadt der Menschen. Seit den ersten Jahrhunderten der Kirche gelten Laizität und Säkularität, verstanden als Ausdruck eines vorbildlichen und loyalen Lebens in der Achtung gerechter Gesetze und legitimer Autoritäten, als unverzichtbare Voraussetzung für das christliche Apostolat. Das Neue Testament bietet dafür ein schönes Zeugnis im ersten Petrusbrief (vgl. 1 Petr 2,13-21). Darin werden die Christen ermahnt, ihre Verantwortung wahrzunehmen, denn die Stadt der Menschen gehört ihnen ebenso wie die Stadt Gottes.

Im Brief 29 legt der Gründer des Opus Dei seine Auslegung der Lehre Jesu über die Unterscheidung zwischen dem, was Gott gehört, und dem, was dem Kaiser gehört, dar (vgl. Mt 22,21). In Übereinstimmung mit der besten christlichen Tradition stellt der heilige Josefmaria klar, dass diese Unterscheidung nicht bedeutet, sich den zeitlichen Verpflichtungen zu entziehen:

> „Jene Unterscheidung, die der Herr zwischen den Dingen Gottes und den Dingen des Kaisers getroffen hat, wird bisweilen missverstanden. Christus unterschied die Zuständigkeitsbereiche zweier Autoritäten: der Kirche und des Staates, und beugte damit den schädlichen Auswirkungen des Cäsarismus und des Klerikalismus vor. […] Aber die von Christus getroffene Unterscheidung bedeutet keineswegs, dass die Religion in den Tempel – in die Sakristei – verbannt werden müsse oder dass die Ordnung der menschlichen Angelegenheiten abseits jedes göttlichen und christlichen Gesetzes erfolgen dürfe. Denn

> das wäre die Verneinung des Glaubens an Christus, der die Hingabe des ganzen Menschen verlangt, mit Seele und Leib, als Einzelner und als Glied der Gesellschaft.
>
> Die Botschaft Christi erhellt das ganze Leben der Menschen, seinen Anfang und sein Ziel, nicht nur das enge Feld einiger subjektiver Frömmigkeitsübungen. Und der Laizismus ist die Verneinung des Glaubens durch Taten, des Glaubens, der weiß, dass die Autonomie der Welt relativ ist und dass alles in dieser Welt als letzten Sinn die Ehre Gottes und das Heil der Seelen hat“ (Brief 29, Nr. 31).

Der heilige Josefmaria greift diese Perspektive im Kapitel „Bürgersinn“ der *Spur des Sämanns* wieder auf. Die Welt sei „unsere Sache“, sie gehöre uns – so sagt er –, weil in ihr die Mehrheit der Getauften jene Tugenden üben müsse, die sie Christus gleichgestalten.

> „Die Welt … – ‚Das ist unsere Sache!‘ … Und du sagst es, nachdem du Blick und Gedanken auf den Himmel gerichtet hast, mit der Sicherheit des Landmanns, der souverän durch sein eigenes Kornfeld schreitet: *regnare Christum volumus!* – wir wollen, dass er auf dieser seiner Erde herrsche!“ (*Die Spur des Sämanns*, Nr. 292).
>
> „Es ist nicht wahr, dass es einen Gegensatz gibt zwischen dem Ideal, ein guter Katholik zu sein, und dem treuen Dienst an der bürgerlichen Gesellschaft. So wenig wie Kirche und Staat in der legitimen Ausübung ihrer jeweiligen Autorität im Hinblick auf die Sendung, die Gott ihnen anvertraut hat, zusammenstoßen müssen. Sie lügen – ja: sie lügen! –, die das Gegenteil behaupten. Es sind dieselben, die im Namen einer falschen Freiheit gern hätten, dass wir Katholiken ‚freundlicherweise‘ in die Katakomben zurückkehren“ (*Die Spur des Sämanns*, Nr. 301).

Wie eingangs bemerkt, führt die Lehre, dass christliche Heiligkeit in einem säkularen Lebensumfeld voll möglich ist, zum Kern des Geistes und der Sendung des Opus Dei: sich zu heiligen, indem man in kindlicher Freiheit *in saeculum* arbeitet, das heißt in den irdischen und zeitlichen Wirklichkeiten. Dazu ist es erforderlich, die eigenen Gesetze der Welt, die Natur der geschaffenen Dinge und alles, was die Stadt der Menschen betrifft, zu kennen und ihre Dynamiken und ihre Autonomie zu respektieren. Dieses Engagement führt dazu, die menschliche Gesellschaft zu christianisieren und sie von innen her durch die Liebe Jesu Christi umzugestalten.

> „Der Herr hat uns nicht dazu geschaffen, hier eine bleibende Stadt zu bauen (vgl. Hebr 13,14). […] Dennoch dürfen wir Kinder Gottes uns nicht den irdischen Tätigkeiten entziehen, in die Gott uns stellt, um sie zu heiligen, um sie mit unserem gesegneten Glauben zu durchdringen, dem einzigen, der den Seelen und den verschiedenen Lebensbereichen wahren Frieden und echte Freude bringt. Das war seit 1928 meine beständige Verkündigung: Es ist dringend nötig, die Gesellschaft zu christianisieren; in alle Schichten dieser unserer Menschheit den übernatürlichen Sinn zu tragen, damit wir alle uns bemühen, das tägliche Tun, den Beruf oder das Handwerk in die Ordnung der Gnade zu erheben. So werden alle menschlichen Beschäftigungen von einer neuen Hoffnung erhellt, die die Zeit und die Vergänglichkeit des Weltlichen übersteigt“ (*Freunde Gottes*, Nr. 210).

Was der Gründer des Opus Dei predigte, zeigt eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit den Inhalten der Konstitution *Gaudium et spes* des Zweiten Vatikanischen Konzils, was Sinn und Wert der irdischen Tätigkeiten betrifft, wenn diese vom Pascha-Geheimnis Jesu Christi erleuchtet werden (vgl. Nr. 33-39). Dort verteidigt das Konzil die legitime Autonomie der irdischen Wirklichkeiten (vgl. Nr. 36), betont die Bedeutung des Aufbaus der Stadt der Menschen für die Errichtung der Stadt Gottes (vgl. Nr. 34) und erkennt an, dass zu dieser Dynamik nicht nur die großen Werke beitragen, sondern auch die gewöhnlichen Umstände des Lebens (vgl. Nr. 38). Das Konzil erkennt implizit den „kindlichen" Charakter der Freiheit an – bei Josefmaria ausdrücklich –, indem es auf die „christologische Form" verweist, die das menschliche Handeln annehmen muss, um die Welt durch die Liebe umzugestalten. Die Mitwirkung der menschlichen Arbeit an der Stadt Gottes ist nämlich nicht die Frucht eines Automatismus: Es sind die Gnade und die Gaben des Heiligen Geistes, die das menschliche Handeln vervollkommnen und es befähigen, die Schöpfung zu ihrer Fülle zu führen.

Diese Reihe wird von Prof. Giuseppe Tanzella-Nitti koordiniert. Mitwirkende sind weitere Autoren, darunter einige Professorinnen und Professoren der Päpstlichen Universität vom Heiligen Kreuz (Rom).

Gedruckt | Dokument automatisch erzeugt von https://opusdei.org/es/article/camino-alcentenario-9-autonomia-actividades-humanas-secularidad/ (19.10.2026)

Anmerkung zur Übersetzung: Die Werke des heiligen Josefmaria sind mit ihren deutschen Titeln angegeben (Es Cristo que pasa = Christus begegnen; Amigos de Dios = Freunde Gottes; Camino = Der Weg; Surco = Die Spur des Sämanns; Conversaciones = Gespräche mit Msgr. Escrivá). Die Nummernangaben folgen dem Original.